Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **39 [i.e. 42] (1960)**

Heft 11

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

andesbibliothek
ern

AZ Winterthur, 11. März 1960
39. Jahrgang Nr. 11

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Erscheint jeden Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Auslandsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Erhältlich auch an Bahnhofkiosken. Abonnementseinzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 58 Winterthur. — Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 17 Rp. Reklamen: 50 Rp. — Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. — Inseratenschluss spätestens am Montagabend.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 **Alleinige Anzeigenannahme:** Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 32 68 17, Postcheckkonto VIII 1027

Zum 70. Geburtstag der Mutter der Heimatlosen

Dass Frau Gertrud Kurz, die «Mutter der Flüchtlinge», am 15. März in die Reihe der Siebziger tritt, mag allen, die ihr begegnen dürfen, kaum glaubhaft scheinen. Geht doch von dieser Frau mit den lebhaften, strahlenden Augen, dem herzlichen Humor und dem tiefen, selbstverständlichen Verstehen alles Menschlichen etwas «Zeitloses» im besten Sinne aus, eine helle warme Ausstrahlung, die nicht an Jahre gebunden, sondern der Ausdruck einer unwandelbaren menschlichen Güte ist. Einer Güte ohne Sentimentalität, die aus einem gesunden Menschenverstand ebenso zu stammen scheint wie aus dem Herzen einer echten Mutter.

Frau Gertrud Kurz hat viele Kinder, in der Schweiz, in Europa und jenseits des Meeres. Neben den eigenen, die heute ihren Lebensweg selbständig gehen, sind es zahlreiche Menschen, die der grosse Flüchtlingsstrom unserer Zeit ans Schweizer Ufer gespült hat. Manche von ihnen sind nach Jahren, in denen die «Mutter» Kurz ihnen Trost, Hilfe und neue seelische Kraft spendete, weitergewandert, haben sich in einem andern Land ein neues Leben aufbauen dürfen und senden von Zeit zu Zeit Grüsse und rührende Zeichen der Dankbarkeit in das Haus am Dittlingerweg in Bern, das ihnen im Herzen Heimat geblieben ist. Viele aber beanspruchen nach wie vor die tätige Hilfe der Flüchtlingsmutter, sind doch die Nöte der Heimatlosen — auch bei uns — noch lange nicht zu Ende. Und es ist wohl kein Zufall, dass gerade die durch ihr Schicksal besonders Bedrückten den Weg zu ihr finden, weiss sie doch wie nur wenige Menschen, was es für einen Flüchtling bedeutet, die ganze Last seines Erlebens einmal abladen zu dürfen. Wenn ein Mensch in Not zur ihr kommt, gibt es für sie niemals das «keine Zeit haben» — und mag ihre Zeit sonst noch so kostbar sein, sie hört ihn an, wenn es sein muss, viele Stunden, bis ihm etwas leichter geworden ist. Sie nimmt gleichsam sein Schicksal auf sich, sucht und findet einen Weg mit ihm und für ihn.

Es gibt in unserer Zeit wohl nur wenige Menschen, die so schlicht und selbstverständlich ein Christentum der Tat leben wie diese Frau, die aus der unversiegbaren Quelle des Glaubens und der Liebe stets neue Kraft zum Dienst an den Bedrückten und Leidenden schöpft. «Gott kennt», so schrieb sie einmal, «die Nöte aller Menschen und auch die besonders grosse Not der Fremdlinge und Flüchtlinge; darum hat er sie lieb und wir sollen sie auch lieben». Diese Ueberzeugung ist wegleitend für ihr ganzes Tun. Sie fragt nicht nach Herkunft, Stand und Konfession; sie sieht nur den Menschen.

Frau Gertrud Kurz ist die internationale Sekretärin und zugleich die Leiterin der Schweizer Sektion des «Christlichen Friedensdienstes», einer Laienbewegung, die heute in vielen Ländern gegen Hass und Zwietracht in der Welt und für die Verständigung zwischen den Menschen aller Nationen, Rassen und Konfessionen wirkt. Die Frau, die in Trauer und Beschämung darunter leidet, dass in unserem Jahrhundert Christen an den Juden so furchtbare Verbrechen begangen haben, dass in Afrika weisse Menschen der angestammten Bevölkerung umsägliches Leid und Unrecht zufügen, arbeitet ebensosehr für die Förderung der Achtung und Sympathie für den jungen Staat Israel wie gegen die Diskriminierung der Neger in Afrika. Sie entwickelt eine unermüdliche Hilfstätigkeit für die algerischen Flüchtlinge und wirkt mit bei den internationalen Hilfsbestrebungen für die hungernden Völker. «Wir müssen überall Friedenszeichen aufrichten, bei uns wie in fernen Ländern», sagt sie, und niemand als sie versteht wohl besser, menschliche Gegensätze unter diesen Friedenszeichen zu überbrücken. So kann es geschehen, dass bei ihrer Weihnachtsfeier, die sie jedes Jahr Flüchtlingen aus 15 Ländern und den verschiedensten Konfessionen bereitet, ein Jude als Erster darum bittet, das «Stille Nacht, heilige Nacht» zu singen, oder dass Mohammedaner ihr sagen: «Mutter, bete du für uns; du hast den Zugang».

Frau Gertrud Kurz hat vor zwei Jahren als erste Frau von der Theologischen Fakultät der Universität Zürich den Titel eines Ehrendoktors erhalten, in Würdigung ihrer Verdienste um die Flüchtlingshilfe und die Förderung des Friedens. Die vielen Menschen aber, denen sie als Helfende die Kraft ihres mütterlichen Herzens und wachen Geistes widmet und auch jene, die ihr in gemeinsamem Streben und Wirken verbunden sind, werden ihr an diesem 15. März mit all den dankbaren Wünschen und Gedanken nahe sein, die man einer «Mutter» an ihrem Ehrentag entgegenbringt.

M. N.

Gleiche Arbeit – gleicher Lohn

Endspurt auf dornigem Pfad?

Seit mehr als vierzig Jahren schon taucht die Forderung: Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit immer wieder einmal auf der Traktandenliste der eidgenössischen Räte auf. Fast wäre es passiert, damals im Jahre 1919, dass ein Gesetz, in welchem dieses Prinzip verankert werden sollte, aber in der Volksabstimmung 1920 wurde es mit einem Zufallsmehr von rund 1500 Stimmen verworfen.

Inzwischen ist das Thema auf internationaler Ebene aktuell geworden. Die internationale Arbeitsorganisation, der auch die Schweiz als Mitglied angehört, hat an ihrer 34. Tagung der internationalen Arbeitskonferenz (Juni 1951) das Uebereinkommen betreffend die Gleichheit des Entgelts männlicher und weiblicher Arbeitskräfte für gleichwertige Arbeit angenommen und ihren Mitgliedern empfohlen, diese Konvention zu ratifizieren.

Der Bundesrat empfahl jedoch dem Parlament in einer Botschaft vom 12. Dezember 1952 Nichtratifizierung, und das Parlament folgte diesem Antrag nach eingehender Diskussion. Ganz behaglich scheint es den Ratsherren aber bei diesem Entscheid nicht gewesen zu sein; denn in der gleichen Sitzung wurde unbestritten ein Kommissionspostulat angenommen, welches den Bundesrat einlud, die Frage im Hinblick auf ihre volkswirtschaftlichen Auswirkungen zu überprüfen und den Räten darüber Bericht zu erstatten. Dafür wurde eigens eine Expertenkommission gebildet, in welcher auch die Frauenverbände ihre Vertreterinnen hatten. Die Frauen haben hier und in ihren eigenen Fachkommissionen viel nützliche Vorarbeit geleistet und ihrer Meinung immer wieder durch Eingaben an die Bundesbehörden Ausdruck gegeben.

Das Resultat all dieser Bemühungen war dann im Dezember 1956 ein Bericht des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA), der ein sehr umfassendes, interessantes Dokument darstellt. Darin heisst es u. a.: «Nach den vorhandenen Unterlagen zu schliessen, sind die Fälle ungleicher Entlöhnung für gleichwertige Arbeit von Mann und Frau vermutlich nicht derart zahlreich, dass die Anwendung des Grundsatzes der gleichen Entlöhnung bei gleichwertiger Arbeit, im gesamten gesehen, die schweizerische Wirtschaft allzu schwer belasten würde.» Auch bezeichnete der Bericht diese Forderung als «Bestrebung nach sozialer Gerechtigkeit.»

Dieses Dokument verfehlte 1957 seine Wirkung auf die Parlamentarier nicht. Beide Räte empfahlen nach erfolgter Behandlung, dem Grundsatz: gleiche Entlöhnung für gleichwertige Arbeit zunächst einmal in der gesamten Bundesverwaltung vermehrt Rechnung zu tragen. Aber für eine Ratifikation des oben erwähnten Uebereinkommens reichte es halt noch immer nicht. So reichte Nationalrat Leuenberger im Sommer 1957 ein Postulat ein, welches die Frage der Ratifizierung wieder in den Vordergrund rückte. Tatsächlich ist in der Bundesverwaltung der Grundsatz der Gleichheit des Entgelts inzwischen anerkannt worden und soll mehr und mehr verwirklicht werden.

Nun ist aber an der 42. Tagung der internationalen Arbeitskonferenz 1958 erneut eine Konvention erlassen worden; das Uebereinkommen über die Diskriminierung in Beschäftigung und Beruf. Es sieht vor, dass jene Staaten, die es ratifizieren, sich verpflichten, keine Unterschiede zu dulden in bezug auf die Zulassung zur Berufsausbildung und Berufsausübung. Es darf danach keine Unterscheidung geben nach Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Glaubensbekenntnis, politischer Meinung, nationaler Abstammung und sozialer Herkunft.

Und diese Konvention wird nun erfreulicherweise vom Bundesrat den Räten zur Ratifikation empfohlen. Das bedeutet für die Frauen Zugang zu allen Berufen, für welche sie die Voraussetzungen besitzen, und gleiche Aufstiegsmöglichkeiten wie für die Männer.

Trotzdem aber glaubt der Bundesrat auch heute noch, das Uebereinkommen über die materielle Diskriminierung — gleiche Arbeit, gleicher Lohn —, nicht zur Ratifizierung empfehlen zu können. Diese beiden Konventionen hängen aber so eng zusammen, dass es schwerhält sich vorzustellen, man könne die eine Art der Diskriminierung mit Ueberzeugung verurteilen und die andere Art gelten lassen. Zwar stellt der Bundesrat in seiner neuen Stellungnahme zum Thema gleiche Arbeit, gleicher Lohn, ausdrücklich fest, dass einer Ratifikation heute keine grundsätzlichen Erwägungen mehr im Wege stünden. Es sind formale Unzulänglichkeiten, die ihn zu seiner ablehnenden Haltung veranlassen. Nachdem aber von 80 Mitgliedstaaten der internationalen Arbeitsorganisation bisher 31 «den Rank» gefunden haben, das Uebereinkommen zu ratifizieren, sollte nun eine Zustimmung der Schweiz nicht noch an formalen Dingen scheitern. Begreiflicherweise müssen solche Konventionen elastisch genug formuliert werden, um den verschiedenen Wirtschafts- und Lohnfestsetzungssystemen der Mitgliedstaaten Rechnung tragen zu können.

Es wird sich in der laufenden Session zeigen, ob die Parlamentarier nicht doch noch Mittel und Wege finden, um den letzten Schritt zu tun und beide Uebereinkommen miteinander zu ratifizieren. Eines Tages muss es dazu kommen. Nach vierzigjähriger Vorarbeit wird niemand behaupten können, die Forderung sei nicht erdauert worden.

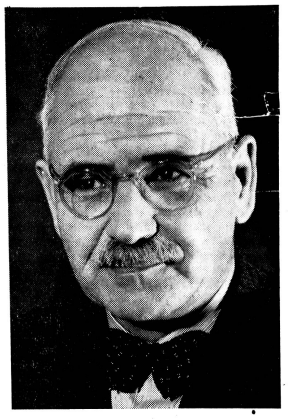
Hilde Custer-Oczeret

Professor Dr. Heinrich Hanselmann ist am 29. Februar 1960 im 75. Altersjahr gestorben

«Der altgewordene Mensch aber tut gut daran, an den Tod zu denken, einen Sinn in ihm zu finden.» So schrieb er in seinem 1959 herausgekommenen Buche: «Alt werden — alt sein.» Der Weg dazu führe unter anderem über «die bewusste und allmähliche, versöhnliche und heitere Herauslösung des eigenen Ichs aus der Welt und dem Leben». Dass sich das dunkle Tor so bald schon, nachdem diese Worte gedruckt waren, für ihn öffnete, macht traurig.

Der Verstorbene war ein grosser Erzieher, ein wohlwollender, Verantwortung und Freiheit gebender erster Mitarbeiter. Er besass die Gabe, Menschen für das behinderte Kind, für den gebrechlichen Erwachsenen zu interessieren, ihnen, sofern er deren Berufsethos durch den Einsatz bestätigt fand, einen ausreichenden Entfaltungsraum im Dienste an der Aufgabe zu überlassen. Er hat zeit seines Lebens die fähige und gutwillige Frau als Arbeitspartnerin hochgeachtet und sie in ihrem Wirken ebenso ernst angenommen wie den gleich ausgerüsteten Mann. Man erfährt eine derart aufgeschlossene Haltung auch im 20. Jahrhundert nicht häufig. Es sei ihm dafür im Namen seiner zahlreichen Schülerinnen, Mitarbeiterinnen und weiblichen Ratsuchenden herzlich gedankt.

Im Heilpädagogischen Seminar Zürich, an der Zürcher Universität, in Fortbildungskursen von Lehrervereinigungen, von Hilfsvereinen für behinderte Kinder, Jugendliche und Erwachsene und aus seinen Schriften holten und holen sich Menschen seiner Generation und Jüngere das Rüstzeug für ihre anspruchsvolle Arbeit in Schulen, Heimen und Familien zugunsten von Mitmenschen in Not. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind unerlässlich, lehrte er. Der Helferwille, die heitere Geduld, die inwendige Gelöstheit von eigener Verkrampfung, sie erst erlauben die richtige Anwendung des Wissens in der konkreten Aufgabe als Erzieher, Lehrer, Ratgeber und Fürsorger. H. Hanselmann wurde nicht müde, einem die Augen für diese Grundwahrheiten zu öffnen. Jene Einsicht, dass Hilfe nur fruchte, wenn das Bekenntnis zum Defekt als Basis für ein Sichauffangen, für den zukünftigen inneren Aufbau vorliege, auch sie bewahrheitete er an immer neuen Beispielen aus dem Lebensalltag. Und über welche



Fülle von Erfahrungen konnte Prof. Hanselmann verfügen! Seine vielfältige Beratungspraxis wandelte sich, verarbeitet, um in bedeutende Werke:

Einführung in die Heilpädagogik (1930),
Grundlinien zu einer Theorie der Sondererziehung (Heilpädagogik, 1941),

in viele kleinere Schriften über Erziehungs-, Ehe- und Lebensberatung (Auflage über 150 000) und schliesslich in das Eltern-Lexikon (1956).

H. Hanselmanns Persönlichkeit, seine eigene Haltung dem Leben gegenüber bewirkte in den bei ihm Rat Suchenden meistens neuen Mut, den eigenen Schwierigkeiten zu begegnen, an einer guten Lösung zu arbeiten oder unabänderliche Gegebenheiten mit kraftvoller Geduld zu ertragen. Sein wissenschaftliches, fachliterarisches und praktisch-helfendes Wirken bleibt in den dafür Aufgeschlossenen unvergessen.

Dr. M. Sr.

Auch die Genferinnen gleichberechtigt

Auch die Genferinnen gleichberechtigt, auch der Kanton Genf — als dritter schweizerischer Kanton — fortschrittlich! Wir beglückwünschen die Genferinnen! Wir beglückwünschen den Kanton Genf! Mit 18 119 Ja gegen 14 624 Nein, also mit 3495 mehr Ja-Stimmen haben die Männer im Kanton Genf ihre Gattinnen, Mütter und Schwestern, ihre Mitarbeiterinnen und Kolleginnen zu Vollbürgerinnen ernannt. — Lesen Sie in unserer nächsten Nummer über die Genfer Abstimmung. Unsere dortige Mitarbeiterin F. B. wird berichten!

Nationalrat Dr. E. Dietschi, Redaktor, Ständerat von Basel-Stadt

Das Frauenblatt gratuliert dem überzeugten und bewährten Befürworter der politischen Gleichberechtigung der Frauen zu seiner Wahl in den Ständerat. Wir wünschen Herrn Ständerat Dr. E. Dietschi erfolgreiches Wirken im Rat der Stände und freuen uns, dass eine so fortschrittlich gesinnte Persönlichkeit in diese Behörde Einzug hält

Gleiche Arbeit – gleicher Lohn

Im Zusammenhang mit dem für uns Frauen so wichtigen Postulat «Gleiche Arbeit — gleicher Lohn» erfahren wir soeben, dass die Kommission des Nationalrates zur Beratung des Berichtes des Bundesrates über die 42. und 43. Tagung der Internationalen Arbeitskonferenz unter dem Vorsitz von Nationalrat Büchi (Zürich) und in Anwesenheit von Bundesrat Wahlen und Direktor Holzer beschlossen hat, dem Rat die Genehmigung des Uebereinkommens über die Gleichheit des Entgelts für männliche und weibliche Arbeitskräfte zu empfehlen.

Ueber diese Nachricht sind wir selbstverständlich erfreut und hoffen zuversichtlich, dass auch Nationalrat und Ständerat in diesem Sinne Beschluss fassen werden.

Hilfe für Agadir

Erneut ist Marokko von einem schweren Unglück betroffen worden. Ein Erdbeben hat die Hafenstadt Agadir zum grossen Teil zerstört; mehrere tausend Einwohner sind getötet worden, Tausende sind verletzt oder obdachlos.

Delegierte der Liga der Rotkreuzgesellschaften, die sich bereits für die Hilfeleistung an die algerischen Flüchtlinge und an die Oelgelähmten in Marokko befinden, prüfen zur Zeit an Ort und Stelle, in welcher Weise die Hilfe des Roten Kreuzes einsetzen kann. Nach den ersten Meldungen werden vor allem Aerzte und Krankenschwestern sowie Medikamente und Verbandmaterial benötigt. Das Schweizerische Rote Kreuz wird unverzüglich eine medizinische Equipe zusammenstellen und eine erste Sendung von Blutpräparaten und Verbandmaterial nach Marokko abgehen lassen.

In Anbetracht des Ausmasses der Katastrophe von Agadir und des Bedürfnisses nach internationaler Hilfe, an der sich auch die Schweiz beteiligen muss, nimmt das Schweizerische Rote Kreuz mit grosser Dankbarkeit Geldspenden auf Postscheckkonto III/4200, Hilfe für die Erdbebengeschädigten von Agadir, entgegen.

Die Direktorin des Weltbundes der Pfadfinderinnen in Basel

Eine schlanke, lebhafte Dame englischer Typ, mit noch ganz dunklem, vollem Haar, obwohl sie schon in reiferen Jahren stehen dürfte, sitzt uns in einem kleinen Saal der prächtigen Barockliegenschaft «Sandgrube» in Basel, das seit kurzem renoviert, als Lehrerseminar dient, gegenüber. Es ist Dame Leslie Whateley, D. B. E., Direktorin des Weltbüros der Pfadfinderinnen. Sie ist unterwegs von London nach Athen und Cypern und schaltet in Basel einen Zwischenhalt ein, um vor dem Nationalkomitee des Bundes Schweizerischer Pfadfinderinnen, das hier am 5./6. März tagte, einen Vortrag über Pfadfinderinnenprobleme, vor allem in den neuen Staaten in Asien und Afrika, zu halten. (Ueber diesen Vortrag werden wir in einer der nächsten Nummern noch gesondert berichten.) Den Besuch des hohen Gastes wollten die Schweizerinnen nicht einfach vorübergehen lassen, ohne einer weiteren Oeffentlichkeit durch Radio und Presse davon Kenntnis zu geben. Und so sitzen denn ein paar Journalistinnen und Journalisten sowie führende Schweizer Pfadfinderinnen mit Dame Leslie in zwanglosem Gespräch beisammen.

Für alle, die nicht Pfadfinderinnen sind, müssen wir hier bemerken, dass das Weltbüro der Pfadfinderinnen zugleich die Zentrale und das Sekretariat des Weltbundes ist. Es wurde 1928 in London nach der Gründung des Weltbundes eröffnet und wird von einer Direktorin im Auftrag des Weltkomitees geleitet. Sie ist das Bindeglied zwischen dem Weltbüro, dem Weltkomitee und den Mitgliedländern. Ihre Arbeit umfasst nicht nur eine umfangreiche Korrespondenz, sondern auch persönlichen Kontakt und ausgedehnte Reisen. Monatelang ist Dame Leslie unterwegs, im Fernen Osten, in Afrika, in Amerika, und weiss darüber in der Pfadfinderzeitschrift «Council Fire» sehr anschaulich und mit Humor zu berichten. Glücklicherweise besitzt die Direktorin die Gabe, sich überall zu Hause fühlen und überall nach der Landessitte leben zu können.

Wie die Präsidentin des Nationalkomitees, Rosmarie Tschudi-Künzli, an der Pressekonferenz einleitend mitteilte, war Dame Leslie während des Weltkriegs Director of the Army Territorial Service, also des Frauenhilfsdienstes, und hatte Rang und Verantwortung eines Generals. Damit erhielt sie den Titel Dame of the British Empire. Seit neun Jahren ist sie Direktorin des Weltbüros. Sie war zwar vorher nie Pfadfinderin, wie sie auf eine Frage lachend erklärte, aber ihre Schwester und ihr Sohn — sie ist heute Grossmutter eines herzigen Buben — sind Pfadfinder, und im Frauenhilfsdienst lernte sie eine grosse Zahl Pfadfinderinnen kennen und schätzen, so dass ihr das Pfadfinderwesen nicht fremd war. Wenn sie heute irgendwo in der Welt ein Land besucht, so kann es geschehen, dass sich eine Pfadfinderin meldet, die einst unter ihr Dienst geleistet hat. Und so trifft sie in allen Ländern Bekannte. Wenn sie in den einst unter englischer Herrschaft stehenden Ländern sage, dass sie Irländerin sei, so sei sie den Leuten sofort sympathisch. Denn jeder Irländer gilt dort als Rebell und daher auf der Seite der Unabhängiggewordenen stehend. Wir aber glauben, dass es vor allem ihr Humor, ihre Lebhaftigkeit und die Natürlichkeit, mit der sie sich gibt, sind, die für sie einnehmen und die Herzen gewinnen. Während ihres Dienstes achtete sie sehr darauf, dass die Frauen in der Armee Frauen blieben. Die Menschen und das Leben in andern Ländern haben sie von jeher interessiert.

«Was aber arbeiteten Sie, bevor Sie in die Armee und ins Weltbüro eintraten», fragten wir sie. Sie antwortete darauf, dass sie zunächst Sekretärin in einem Finanzinstitut war. Dann aber gründete sie ein eigenes Unternehmen, das sie «Try us» nannte, eine Stelle für jede Art Hilfe, wie sie einst von hilfsbereiten Tanten in den Familien geleistet wurde. Dabei lautet ihr Motto: «The difficult can be done at once, the impossible takes a little longer» (Das Schwierige kann sofort erledigt werden, das Unmögliche braucht etwas länger.) Dass ihr bei dieser Einstellung Pfadfinderinnengesetz und -versprechen sehr zusagen und dass sie beide sehr ernst nimmt, versteht sich von selbst.

Der Zweck ihrer Reisen ist, aus ihrer reichen Erfahrungen heraus den Pfadfinderinnen den Weg zu zeigen, wie sie auftretende Schwierigkeiten lösen können. Als Vertreterin des Weltbundes will sie Verständnis für die Pfadfindersache erwecken, Verständnis auch für die Pfadfinderinnen anderer Länder. Sie will helfen, public relations zu pflegen, z. B. Behörden oder einflussreiche Leute für die Pfadfinderinnen zu interessieren. Wichtig ist auch, die Pfadfinderei, wo sie davon bedroht ist, aus der Politik zu lösen. Für die Förderung und Ausbreitung des Pfadfinderwesens steht dem Weltbund der Pfadfinderinnen nur der sogenannte Gedenktag-Fonds, in den jedes Jahr am gemeinsamen Geburtstag von Lord Baden-Powell und seiner Frau jede Pfadfinderin eine Gabe einlegt, zur Verfügung. Dame Leslie erzählt nun den Mädchen in fernen Ländern davon, wie die andern in diesen Fonds einzahlen, und das begeistert sie so, dass sie auch Mittel suchen, Beiträge zu leisten.

Die Direktorin wurde dann darüber gefragt, was die Pfadfinderinnen in den asiatischen Ländern tun. Als in Pakistan eine schwere Cholera- und Pockenepidemie herrschte, die mohammedanischen Frauen sich aber nicht von Aerzten impfen lassen wollten, da gingen die älteren Pfadfinderinnen bis in die Elendsquartiere und führten die Impfungen durch. In Indien führen die Pfadfinderinnen einen Kampf gegen das Analphabetentum. Auch sollen die Kinder in den Flüchtlingslagern mit dem Pfadfinderwesen vertraut gemacht werden.

In Afrika wünschen die Pfadfinderinnen verschiedener unabhängig gewordener Staaten, in den Weltbund aufgenommen zu werden. Bisher waren sie durch die Mutterländer Mitglieder. Die europäischen Pfadfinderinnen in jenen Ländern bemühten sich, aus den Eingeborenen weibliche Kader zu bilden. Dies ist recht schwierig in den Ländern, wo schon die Schulbildung der Männer sehr zu wünschen übrig lässt, während es bei den Mädchen noch viel schlimmer darum bestellt ist.

M. B.

Unsere Diskussion

Als Antwort auf Ihre Einladung im Frauenblatt vom 19. Februar zur Umfrage Sekretärin/Chef möchte ich folgendes beitragen:

Als erstes die Frage: Warum wird stets den Sekretärinnen von vorneherein alle Schuld zugeschrieben? Nach meinem Dafürhalten trifft die erste und wirkliche Schuld den Mann. (Nota bene: ich bin keine Männerfeindin, doch habe ich viel mitangesehen und kann somit aus Erfahrung sprechen; vielleicht können meine Erklärungen etwelchen Sekretärinnen als Warnung dienen). Eine junge Sekretärin, die anziehend wirkt und zudem einigermassen tüchtig ist, wird nicht lange warten müssen, um die Aufmerksamkeit ihres Chefs und möglicherweise auch verheirateter Kollegen auf sich zu ziehen. Sie wird nicht vermeiden können, dass ihr im Büro Komplimente gemacht werden (welche Frau wollte nicht gerne Komplimente hören?), aber — und hier liegt schon der erste Schritt zur Vermeidung weiterer Komplikationen —, sie kann kategorisch jede Art von Einladungen oder Geschenken seitens eines verheirateten Mannes ablehnen. Selbst ein Café crème «auf dem Heimweg» mag zum fatalen Anfang einer verhängnisvollen Sache werden. Ist einmal die erste Einladung des Mannes angenommen, besteht so etwas wie ein stillschweigendes Uebereinkommen, weiterzufahren. Der Mann hat keine Gewissensregungen; er denkt vermutlich gar nicht daran, dass dies der Beginn einer «Affäre» sein könnte. Er wünscht gar nicht, seiner Frau untreu zu werden, aber eine kleine Abwechslung in Gesellschaft des Fräuleins im Büro ist ihm willkommen. Einem an sich unbedeutenden Ausgehen zu zweit folgt bald ein weiteres und so fort, bis plötzlich die Sekretärin — oder der Mann — verliebt ist. Ist die Mitarbeiterin die Ursache einer Scheidung, so kann sie darauf zählen, dass sie deswegen noch zu leiden haben wird, früher oder später, auf die eine oder andere Weise. Das ist ein moralisches Gesetz. Meistens aber wird der Mann die Beziehung in die Länge führen und das Bürofräulein opfert seine schönsten Jahre einer hoffnungslosen Situation. Der Mann wird ihm schöntun und viele Versprechungen machen, und die Sekretärin wird ihm in allem Glauben schenken — aus Naivität. Und doch ist die Liebende im Grunde gar nicht so glücklich. Sie ist nur Mittel zum Zweck. Geht dahin der Frauen Wunsch? Nein, gewiss nicht.

Den Sekretärinnen möchte ich diese Warnung geben: Macht Eure Arbeit gut, seid höflich, aber nehmt nie eine Einladung eines verheirateten Chefs oder Kollegen an, welcher Art sie auch sei. Dies allein wird Euch vor Verstrickungen bewahren, aus denen Ihr Euch nicht mehr befreien könnt. Würde der erste Fehler nicht gemacht, d. h. würde der verheiratete Mann seine Sekretärin ruhig allein sein lassen und ihr keine Einladung anbieten, würde sich das Problem «Sekretärin kontra Ehefrau» nicht entwickeln können. Die Herren Chefs sollten ehrenhaft und stark genug sein, um ihre Sekretärinnen als geschätzte Mitarbeiterinnen zu behandeln und nicht als potentielle Freundinnen. Der grösste und allererste Fehler gehört daher meiner Ansicht nach in das Schuldkonto der verheirateten Männer, die sich erlauben, das Zusammensein mit ledigen jungen Damen ihrer Umgebung zu ermuntern.

Eine Abonnentin

Wie das Stockwerkeigentum in der Praxis aussieht

«Einführung des Stockwerkeigentums» hiess das Thema eines Diskussionsabends über den «Standpunkt der Staatsbürgerin», zu dem im Namen der Zürcher Frauenorganisationen der Frauenstimmrechtsverein Zürich in die ETH eingeladen hatte. Die Präsidentin, Frau Erika Grendelmeier, hiess die Teilnehmerinnen, zu denen sich auch einige Vertreter des starken Geschlechts gesellt hatten, herzlich willkommen und betonte, wie sehr sich die Frau — wenn sie auch noch vom Stimmrecht ausgeschlossen sei — für öffentliche und politische Angelegenheiten interessiere; sie fühle sich der Oeffentlichkeit gegenüber verantwortlich und habe daher auch den Wunsch, im öffentlichen Leben mitzuhelfen.

Redaktor Dr. Walter Diggelmann brachte als Referent die besten Voraussetzungen mit, kennt er sich doch in den Fragen des Stockwerkeigentums aus wie kaum ein anderer. Uebrigens wäre es richtiger, vom Wohnungseigentum zu sprechen, obwohl auch dieser Begriff noch nicht ganz zutreffend ist, da er auch Geschäfts- oder Büroräume umfassen kann.

Das Stockwerkeigentum ist nicht etwa, wie Dr. Diggelmann ausführte, eine neue Erfindung, sondern es war bereits im Mittelalter sehr verbreitet; damals entstand es meist aus Erbteilungen, und es gab nicht nur Wohnungen, sondern sogar einzelne Zimmer mit verschiedenen Eigentümern. Daher auch der schlechte Ruf, in dem das Stockwerkeigentum seinerzeit stand! Man sprach von «Streit- und Händelhäusern», und ein geflügeltes Wort hiess: «Halbes Haus gleich halbe Hölle.» Als das ZGB 1912 die Neugründung von Stockwerkeigentum verbot, bestand es noch in 19 Kantonen, vorwiegend in Graubünden, im Wallis und im Tessin.

Seine Wiedergeburt erlebte es nach dem zweiten Weltkrieg, zwar nicht bei uns in der Schweiz, wohl aber in den Nachbarstaaten, die darin eine Möglichkeit sahen, in ihren zerstörten Städten rasch wieder Wohnungen zu finanzieren. Die Statistik besagt, dass heute in Brüssel sowohl wie in Mailand 90 Prozent aller Wohnungen als Eigentumswohnungen erstellt werden und dass in der deutschen Bundesrepublik in den letzten zehn Jahren über 100 000 Eigentumswohnungen entstanden sind. Und überall hat man damit ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Wenn sich diese Idee nun auch bei uns durchzusetzen beginnt, so deshalb, weil es durch die Baulandverknappung, die steigenden Bodenpreise und die gesteigerten Baukosten für einzelne Familien immer schwieriger wird, sich ein eigenes Haus zu bauen.

Noch ist das Stockwerkeigentum nicht gesetzlich geregelt; doch liegt der Vorentwurf der Justizabteilung seit einem Jahr vor, und der Bundesrat wird in absehbarer Zeit zu einer entsprechenden Revision des ZGB Stellung nehmen. Dann werden wir also eines Tages vor völlig neuen Möglichkeiten stehen, und besonders auch an den Frauen wird es liegen, ob sie davon Gebrauch machen wollen oder nicht. Nicht nur für die Frauen in den Familien wird diese Frage akut, sondern natürlich ebenso für die alleinstehenden; gerade sie legen Wert auf ein Heim, das sie ganz nach ihrem Geschmack einrichten können, in das ihnen niemand hineinreden kann und das nur ihnen gehört.

In der Praxis wird es so aussehen, dass die verschiedenen Wohnungseigentümer eines Hauses gemeinsam ein Reglement über all ihre Rechten und Pflichten aufstellen und einen Verwalter engagieren, der sie nach aussenhin vertritt und ihre Beschlüsse ausführt; das kann sowohl ein Hausbewohner sein wie etwa auch die Liegenschaftsfirma, die den Bau inszeniert hat. Bei allen Beschlüssen ist die Mehrheit nach Personen und Anteil massgebend. Natürlich bezieht sich das nur auf Beschlüsse, die das Miteigentum am ganzen Haus betreffen, das Sondereigentum für die Wohnung dagegen ist unantastbar.

(Fortsetzung auf Seite 4)

Politisches und anderes

Frühjahrssession der eidgenössischen Räte

In Bern wurde am Montagabend die Frühjahrssession der eidgenössischen Räte eröffnet. Sie wird zwei Wochen dauern. In beiden Räten sollen u. a. als wichtigste Traktanden behandelt werden: Der Beitritt der Schweiz zur Freihandelsassoziation, die künftige Ordnung der Preiskontrolle, die Uebertragung der Reaktoranlagen in Würenlingen auf den Bund.

Guinea anerkennt Ostdeutschland

Als zweites Land ausserhalb des sowjetisch-chinesischen Machtblocks hat nach Jugoslawien die junge afrikanische Republik Guinea die deutsche Sowjetzone diplomatisch anerkannt. Diese Nachricht hat in Bonn beträchtliches Aufsehen erregt. Ein eventueller Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Guinea wird zur Zeit geprüft.

Protest der Sowjetregierung in Bonn

Die sowjetische Regierung hat in einer Note an Westdeutschland gegen die angeblichen Stützpunktpläne in Spanien scharf protestiert. In der fünf Seiten umfassenden Note wird der Vorwurf erhoben, die westdeutsche Regierung störe die Bemühungen um eine Entspannung der internationalen Lage bewusst und systematisch. Nach Ansicht der Bundesregierung stellt die Note eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Westdeutschlands dar.

Algerienreise de Gaulles

Präsident de Gaulles kehrte am Wochenende von seiner dreitägigen Inspektionsreise in Algerien nach Paris zurück. Wie im offiziellen Communiqué über diese Reise verlautet, hat General de Gaulle die andauernden Fortschritte der Befriedung festgestellt. Er hat jedoch erklärt, das Schicksal Algeriens kann von den Algeriern nicht entschieden werden, solange Kämpfe und Anschläge andauern.

Angriffe Castros auf die USA

In Havannna fand am Samstag ein Trauermarsch statt für die Opfer der Explosionskatastrophe an Bord des französischen Munitionsschiffes im Hafen von Havanna. Nach dem Begräbnis der Opfer hielt Ministerpräsident Fidel Castro eine Ansprache, in der er die Vereinigten Staaten scharf angriff und sie der Sabotage bezichtigte. Er erklärte, die Katastrophe sei kein Zufall gewesen. Die Vereinigten Staaten hätten versucht, die Lieferung der Munition zur Verteidigung der Revolution zu verhindern. Die Vereinigten Staaten haben gegen diese Unterstellungen Fidel Castros energisch protestiert.

Die Neger-Debatte im amerikanischen Senat

Im amerikanischen Senat findet gegenwärtig eine Monstre-Debatte statt über die Bürgerrechtsvorlage, die die Diskriminierung der Neger beseitigen soll. Die 16 Senatoren aus den Südstaaten leisten erbitterten Widerstand, indem sie mit Dauerreden (Filibuster) eine Abstimmung zu verhindern suchen. Bis zum Sonntag hatte die ununterbrochene Sitzung 125 Stunden gedauert.

Die Regierungskrise in Italien

Der italienische Staatspräsident Gronchi hat am Freitag dem Präsidenten der Abgeordnetenkammer, Giovanni Leone, mit der Prüfung der Möglichkeiten für die Bildung einer neuen Regierung beauftragt. Politische Beobachter sehen darin die Bestätigung ihrer Ansicht, dass es Gronchi nicht gelungen ist, einen Kandidaten für den Posten des Ministerpräsidenten zu finden.

Macmillan besucht de Gaulle

Der britische Premierminister, Macmillan, wird am 12. und 13. März Frankreich besuchen, um mit Präsident de Gaulle Besprechungen zu führen. Die Zusammenkunft zwischen den beiden Staatsmännern erfolgt noch vor dem am 15. März beginnenden offiziellen Besuch des sowjetischen Ministerpräsidenten Chruschtschew in Frankreich.

Verstärkter Schutz der Ehefrau in Israel

Im israelischen Parlament steht zur Debatte ein Gesetzesentwurf mit Strafen für Ehemänner, die ihre Frauen verlassen haben. Ein solches Verhalten wird mit einem Jahr geahndet und wenn die Frau schwanger ist sogar mit drei Jahren.

Pfarrerinnen im Kanton Solothurn

Die evangelisch-reformierte Synode des untern Teils des Kanton Solothurn hat beschlossen, den Theologinnen von nun an das volle Pfarramt zu übertragen. Die Kirchgemeinden behalten das Recht, ihre Pfarrer oder Pfarrerin selber zu wählen.

Abgeschlossen Dienstag, den 8. März 1960 *cf*

Die Nähmaschine*

Von Aline Valanguin

Das alte Gartentor öffnete sich ein wenig, aber niemand kam herein. Doch fiel der Spalt auch nicht zu, jemand hielt von aussen die Türe fest. Die Sciora — sie war daran, die alten, verwachsenen Rosenstöcke vom Winterholz zu putzen, jene Rosenstöcke, die grosse, weisse, vollkommene Rosen trieben, ohne jeden Duft — stand auf dem Gartenweg und schaute nach der Türe. «Nun», rief sie, «wer ist denn da draussen und kommt nicht herein? Vorwärts!»

Ein junger Bursche, fast noch ein Knabe, schob sich linkisch durch die Türspalte, ohne das Tor ganz zu öffnen. Er kehrte sich ungeschickt um und verschloss es umständlich mit dem grossen Riegel, dann kam er zögernd auf die Sciora zu, die noch mitten auf dem Gartenweg stand und ihn erwartete. Sie sah jetzt, wer es war: der Bruder eines jungen Mädchens, das im unteren Dorf wohnte und die beste Näherin war, die das Tal besass: Violetta. Der Knabe trug unter dem Arm ein grosses Bündel aus zusammengeschnürten Stoffen. Er legte es vor die Sciora auf den Weg und sagte: «Da, das ist, was Violetta noch von Ihren Sachen bei sich hatte.» Die Sciora fragte verwundert: «Das gehört mir?» Der Knabe nickte. Sie öffnete das Bündel und fand darin zugeschnittene Tücher, die sie Violetta zum Säumen gegeben hatte, wenn ihr andere Arbeit ausgehen sollte, Resten früherer Arbeiten, die das Mädchen für sie ausgeführt hatte; Garn zum Stikken, leinene Läppchen ... Ja, das erkannte sie alles wieder, es gehörte ihr, aber warum wurde es ihr zurückgeschickt? Der Knabe liess seinen Kopf, der für den Körper übertrieben hoch war, auf die Seite fallen und sprach vor sich hin: «Violetta ist müde, sie kann nicht mehr nähen ... sie ist müde.»

Was soll das heissen, fragte sich die Sciora. Sie wusste aus Erfahrung, dass ein Ausspruch der Talbewohner selten wörtlich zu nehmen war. Was er sagen wollte, versteckte sich hinter den Worten, dort hatte man zu suchen, um zu verstehen ... Aber gerade Violetta war eine angenehme Ausnahme, bei ihr konnte man sich darauf verlassen, dass sie das, was sie sagte, auch meinte. Sie war also wirklich müde, da sie es durch den Bruder sagen liess. Wenn sie aber nur müde war, bestand kein Grund, die unfertige Arbeit mit den alten Resten zusammenzupacken und aus dem Hause zu schicken: Müdigkeit vergeht. Die Sciora sah den Jungen forschend an: «Warum ist Violetta müde und kann nicht arbeiten?» Der Knabe zuckte die Achseln. «Kannst du es mir nicht erklären?», fragte sie nochmals und seufzte. Sie fand die hartnäckige Stummheit der Dorfkinder, wenn sie etwas antworten sollten, beschwerlich. Der Junge hob wieder die Achseln, legte sein schmales Gesicht darauf und kniff die Augen zu. «Jetzt höre», sprach die Sciora auf ihn ein, «ich möchte wissen, was es bedeutet, dass du mir die Sachen da zurückbringst. Warum will Violetta nicht mehr nähen?»

«Sie ist müde», brachte der Knabe leise hervor, «sie ist müde und schwach». Mehr war nicht von ihm zu erfahren, doch die Sciora bohrte weiter: «Wovon ist sie denn müde und schwach?» und suchte selbst den Grund zu finden, weshalb Violetta nicht mehr arbeiten mochte. Sie hatte sonst nie genug Arbeit vor sich gesehen, und nun wollte sie nichts mehr davon wissen? Ob es die Liebesgeschichte mit Valentino ist?

«Sie ist müde von der Nähmaschine, es ist die Nähmaschine», hörte sie den Knaben sagen. «Das ist unmöglich», warf die Sciora rasch ein. «Jetzt soll die Nähmaschine schuld sein, dass Violetta nicht mehr nähen will? Wo sie doch immer froh war, sich beim Nähen von der schweren Arbeit draussen zu erholen? Es wird etwas anderes sein, was sie ermüdet hat.» Der Junge nickte mit seinem langen Kopf wie ein Wagengaul, der am Einschlafen ist. Er dachte nach, woher es kommen möge, dass die Schwester, die immer fleissig war, jetzt so müde sei, dass sie nichts mehr tun könne. Es war wohl nicht die Nähmaschine, wenn schon die Tante es jeden Tag zehnmal wiederholte ... Die Sciora hatte das Bündel aufgenommen und dem Jungen versprochen, bald bei Violetta vorbeizukommen, jetzt könne er etwas für sie mitnehmen, das gut sei gegen Schwäche. Sie ging ins Haus und holte eine Ovomaltinebüchse, die der Junge in den Arm nahm und damit zum Tor hinausschlich, wie er gekommen war, fast ohne die Türe zu öffnen. Warum er sich so herumdrückt, fragte sich die Sciora, die ihm nachsah, und was das alles bedeuten soll?

Violetta war vor einigen Jahren, sie hatte damals kaum das fünfzehnte Jahr erreicht, mit drei jüngeren Geschwistern aus der grossen Stadt, wo ihr Vater als Gipser gearbeitet hatte, in ihre Gemeinde zurückgeschickt worden, weil die Eltern der Kinder kurz nacheinander gestorben waren, ohne ihnen etwas zu hinterlassen. Das jüngste Mädchen war erst sechs Jahre alt, ein kleiner Junge zehn und ein grösserer Knabe dreizehn. Doch dieses Kind war schwachsinnig. Auf einem so dünnen, schmächtigen Körper, dass er sich wie eine Gerste zu Boden bog, sass ein viel zu grosser, sehr spitzer Kopf auf einem übertrieben langen und dicken Hals. Als die Sciora das Wesen zum ersten Male in seinem extra angefertigten Kinderstuhle erblickt hatte, war sie erschrocken und hatte gemeint, ein sitzendes Tier aus der Gattung der Pferde vor sich zu sehen. Seine schielenden Augen standen weit auseinander, seitlich unter der schmalen Stirn, und der Mund klaffte, fast ohne Lippen, von einem Ohr zum andern. Unter dem Tischbrett des Stühlchens hingen an kraftlosen Beinen die unförmigen Klumpen seiner Füsse. Es war ein trauriger Anblick.

Aber Violetta, die älteste der Geschwister, war ein auffallend hübsches Mädchen mit dunklem Haar und ungewöhnlich dichten Wimpern, die ihren Blick auf schöne Art beschatteten. Ihre Haut war weiss, auch im hohen Sommer wurde sie nicht braun, und ihre Lippen schimmerten so rot, dass neidische Freundinnen tuschelten, sie färbe sich den Mund. Violetta lachte darüber, denn wozu hätte sie sich den Mund gefärbt? Zu solchen Spässen hatte sie keine Zeit, hatte sie nicht vom Morgen bis zum Abend für die Kleinen zu arbeiten? Sie war davon durchdrungen, dass sie an Stelle der Eltern für die Geschwister zu sorgen habe, und sie tat es mit ihrer ganzen jungen Kraft. Sie hatte in der Stadt nähen gelernt und die alte Nähmaschine ihrer Mutter war für sie das Wichtigste, was sie von dem Hausrat der Eltern hatte retten können, denn damit wollte sie Geld verdienen.

(Fortsetzung folgt)

* Aus «Tessiner Novellen», Verlag Dr. H. Girsberger, Zürich, 1939.

Je suis une chose qui aspire sans cesse à quelque chose de meilleur et de plus grand que je ne suis.
Descartes

*

Wer unbetrübt und lauter sein will, der muss eines besitzen: das ist die innere Einsamkeit.
Meister Eckhart (1260—1327)

Die Frau in der Kunst

Alice Jaquet, eine Genfer Künstlerin

«Ueber den Dächern von St. Gervais.» So könnte der Titel eines Romans lauten. St. Gervais ist längst kein Vorort von Genf mehr. Das rührige 20. Jahrhundert hat es überrannt. Drei, vier Strassen indes, das neue instandgesetzte Mère Royaume-Restaurant, die alte Kirche, mit dem Gürtel einer engen Grünanlage haben das Cachet vergangener Zeit bewahrt. Kunstsinniges Handwerk war hier zuhause, jetzt lösen sich diese Zellen auf.

Die Malerin A. Jaquet lebt schon geraume Zeit in einer grossen Wohnung über diesen alten Dächern, auf denen die Vielfalt von Kaminen, Kamine aller Kaliber und in den absonderlichsten Formen, auffällt.

Ist dies nicht ein bisschen zu hoch? fragte ich naiv.

Im Gegenteil, sagt sie in ihrer temperamentvollen Art, nur auf diese Weise kann man eine grössere Stadt ertragen.

Ihre Wohnung mit ihren strengen Stilmöbeln, aufgelockert durch das Bunte der Bilder, trägt den Stempel echter Kultur. Nichts übertrieben Bohemehaftes, die Gegenstände sind aufgeräumt, im Vestibül hängen Masken von starker Eindrücklichkeit, die die Künstlerin selbst entwarf.

Die Freude am Spielerischen, am Versteckten und gelegentlichen Einfällen, die fast das Surrealistische streifen, leitet von diesen Masken zu ihren Bildern über. Indes werden die Motive nirgends ins Unverbindliche oder gar Abstruse übersteigert. Im Grunde wirkt eine zuchtvolle Beherrschung der Fläche, auf der die dritte Dimension wohl nicht fehlt, doch nicht «ausgebeutet» wurde. Man spürt hier den Willen, sich den Erscheinungen der Welt in ihrem «premier Plan» zu nähern und ihr Geheimnis im Nah-Dringlichen sichtbar zu machen. Das gibt erstaunliche Wirkungen. Ihre Frauenporträts beziehen ihren herben Reiz aus einer Lasur von Farben, die den hellen Bereich nie verlassen. Gelegentlich wirkt, namentlich in ihren früheren Bildern, ein Nachhauch wie von einer sehr sublimen Folklore mit hinein.

Zwischen den ersten Schöpfungen, die diese ungewöhnliche Malerin sogleich einen ersten Platz unter den nicht sehr zahlreichen Schweizer Künstlerinnen anwiesen und den Arbeiten von heute, voller und reicher in den Bezügen und mit leisen Annäherungen an die grossen Themen der Kunst, Liebe, Religion, zeichnet sich ein arbeitsreiches Leben ab.

A. Jaquet, ursprünglich aus Basel stammend, hat ihre Jugendjahre in Bern verbracht, kam verhältnismässig früh nach Paris, um dem Einfluss der Impressionisten und namentlich Modiglianis nicht ganz entraten zu können, stand auf «ihre Weise» unter dem Zauber Chagalls und rang sich, geführt von einem unleugbaren «Instinkt» für das Moderne, das nie ins Exzentrische oder gar Auflösende sich verliert, früh zu einem eigenen Stil durch. Das wurde bemerkt, wenn auch — wir beklagen das — nicht nachdrücklich genug. Schöpfungen wie «Le petit marchand de violettes» beispielsweise, ein Bild, das vor wenigen Jahren im Pariser Salon des Independants (neuerdings Salon de l'art libre) den ersten Preis erhielt, berührt uns wie eine Synthese des sozialen Genres — das ja als solches nicht mehr besteht — und des expressiven, durch und durch modernen Ausdrucks unserer Epoche, in dem die Malerei die Grenzen gelegentlich bis zur Durchleuchtung eines Objektes vorgetrieben hat. Man spürt in solchen Arbeiten, die das Regionale gänzlich verabschiedet haben, den eminenten Sinn dieser Künstlerin für das «Planetarische», Allgemeingültige.

Der Platz der nach wie vor äusserst vitalen Malerin scheint uns heute längst erobert, sie dürfte eine der bedeutendsten Künstlerinnen unserer Zeit sein. Sie partizipiert nicht nur mehr und mehr an bedeutenden internationalen Ausstellungen, unter denen wir die von Bozen (Italien), München und Paris (expositions de l'art libre) nennen, ihre Bilder sind auch mehr und mehr in die Museen unseres Landes, Musée des Estampes, Musée d'Art et Histoire, Genf u. a. eingezogen, als eindrückliche Zeugnisse und Talentproben einer eigenwilligen Frau.

Während ich die Räume ihrer Wohnung langsam durchschreite, gesellt sich mir eine herrliche Leopardenkatze zu, als müsse sie mir zu ganz bestimmten Bild-Vorwürfen eine Art von stummem Kommentar geben.

Diese Vorwürfe und Themen zeigen Alice Jaquet als eine Katzenmalerin von hohem Grade. Der graziöse und geheimnisvolle Vierbeiner erscheint allerdings bei ihr zumeist als «Pendant», als Begleiter oder neben ihren bezaubernden Jungmädchengestalten als ein Symbol, wie mir scheint einer andern Welt, mit der man Freundschaft einging oder durch dessen Tor es erst noch einzutreten gilt ... -n

Ein aussergewöhnliches Theaterjubiläum

In der Aufführung des «Walzertraums» vom 3. März im Basler Stadttheater erlebten die Zuschauer noch ein besonderes Nachspiel, wurde doch die Souffleuse Margrit Pauli anlässlich ihrer vierzigjährigen Bühnenzugehörigkeit zum Basler Stadttheater und ihres 70. Geburtstages gefeiert. Direktor Wedekind, als 13. Direktor, unter dem die Jubilarin gearbeitet hat, Vertreter des technischen Personals, des Chors, des Orchesters und des Solopersonals überbrachten Glückwünsche, und es gab Geschenke und Blumen, und zuletzt, auf besonderen Wunsch der Jubilarin, auch noch einen Trommelvortag und viel Beifall. Margrit Pauli wurde am 28. Februar 1890 in Basel als Spross einer alten, geachteten Basler Familie geboren. Hier wuchs sie auf und bildete sich zur Schauspielerin aus. Sie verheiratete sich mit einem Kollegen und folgte ihm in sein Engagement nach Deutschland. Sie selbst betätigte sich ebenfalls als Schauspielerin und Sängerin auf deutschen Bühnen. Vor vierzig Jahren aber holte sie der damalige Basler Theaterdirektor in ihre Heimatstadt zurück. Am Basler Stadttheater wirkte sie als Schauspielerin, Solo- und Chorsängerin. Als man aber am Theater eine tüchtige, sprachlich und musikalisch geschulte Souffleuse benötigte, verfiel man auf Margrit Pauli. Und sie liess sich überreden, diesen verantwortungsvollen Posten im Schatten des engen Souffleurkastens zu übernehmen. Auf Publikumserfolge heisst es dabei verzichten, aber die Kollegen auf der Bühne wissen, was sie an der Souffleuse haben und wie sehr sie auf ihre Hilfe angewiesen sind. Unzählbar sind die Theaterstücke, die Künstler und die Vorstellungen, denen die Jubilarin in treuer und kluger Weise beim Start und bei der Geltendwerdung beigestanden hat. Und sogar an ihrem 70. Geburtstag gab es eine Premiere, bei der jeweils von der Souffleuse ganz besonderer Einsatz verlangt wird. Margrit Pauli war aber sonst immer bereit. In den vierzig Jahren hat sie, mit Ausnahme eines Unfalls, keinen Tag wegen Krankheit gefehlt, und noch heute ist sie quicklebendig. So hat sich die Jubilarin um die Kunst, um das Theater und um ihre Kollegen, die sie hoch schätzen, beruflich und menschlich verdient gemacht. M. B.

Die Lyrikerin Maria Lutz-Gantenbein

vrg. Die Lyrikerin Maria Lutz-Gantenbein las kürzlich im Zürcher Schriftstellerverein unveröffentlichte Gedichte vor, deren freie, biegsame Rhythmen auf eine starke und in täglichem Bemühen ausgebildete Begabung des Einfühlens und Mitschwingens wiesen. Nun ist Maria Lutz-Gantenbein durchaus keine Unbekannte, hat sie doch bereits in vier Gedichtbänden (alle im Verlag Huber, Frauenfeld, erschienen) die Früchte ihres dichterischen Schaffens vorgelegt. — Bilder der Erinnerung, fremde Länder und Städte, aber auch Blumen, Steine, Muscheln, geben ihr Anlass und Stoff für ihre Gedichte. Versucht man, in den Gedichten blätternd, die Eigenart dieser Lyrikerin zu erfassen, so mag einem die Behutsamkeit auffallen, mit der sie die Dinge in die Hände nimmt: «Ich halte Rosen in den Händen/ und hüte sie vor Schnee und Wind», heisst es in einem früheren Gedicht. Das Lebendige wird gehütet, und wie sich hier die Hand schützend über die Blumen legt, so fügen sich auch die Worte sorgsam zu Versen, ohne zu zerfasern und durch ein Zuviel zu zerstören. Aber die Dichterin vermag nicht nur Leben zu bergen, sie weckt scheinbar Totes zu unerwartetem Leben. Steine am Ufer sind vielleicht gar nicht leblos; wer sie zu ordnen versteht entdeckt in ihnen «schlafende Welten», die sich plötzlich wieder öffnen. Der Dichter sieht nicht nur, wo andere blind dahinstolpern, er vermag durch seine Berührung Wunderbares zu erwecken; Träumer können das vielleicht auch, aber ihre Traumbilder entschweben, während der Dichter sie zu ordnen, in Rhythmen zu sagen versteht.

Nicht nur das Kleine, Nahe, auch die Ferne lockt. Durchgeht man den zuletzt erschienenen Gedichtband von Maria Lutz-Gantenbein, «Sommer ohne Glut», so findet man sie bald in Kamerun, bald in Holland, in der Camargue oder in Paris. Es ist, als wäre sie immer auch ein wenig auf der Suche nach jenem Traumland, von dem sie sagt: «Immer liegt ein Land in meinem Herzen, dessen Namen ich nicht weiss ...» Wenigstens einen Abglanz dieses geträumten Landes scheint die Dichterin, nach ihren eigenen Worten zu schliessen, in Irland gefunden zu haben. Die unberührten Täler dieses heute noch abseits von der indiskreten, alles beschnüffelnden Touristenschar liegenden Landes haben es ihr angetan. Auch hat sie einen unmittelbaren Zugang zu denen Iren gefunden, deren gefühlsbetontes Denken ihrem eigenen Wesen weitgehend entspricht. Notizen von Streifzügen durch die Landschaft und von Begegnungen mit deren Einwohnern sind eine erste Ernte, die, so möchten wir hoffen, bald einmal gesichtet und geordnet auch gedruckt erscheinen wird. Es mag sein, dass der Dichterin in diesem Irland-Zyklus, wie wir diese Gedichte etwas voreilig nennen möchten, jene Erfüllung und jenes Glück beschieden sein werden, welche sie beim Abschied zu spüren glaubte und welche, so will uns scheinen, bereits im Gedicht «Uebergang» angedeutet sind. Denn während im letzten Gedichtband die Erinnerungen noch durchwegs schmerzlich sind und sich kaum zu erheben vermögen, im Käfig «den man mit Ruten aus lauter Erinnerung flicht» hängen bleiben, verwandelt sich eben dieser Käfig jetzt in einen Vogel; seine Flügel brennen wohl und Asche tropft heraus, aber diese Asche ist silbern. Wir möchten es Maria Lutz-Gantenbein wünschen, dass sich dieser Vogel aufschwingt und ihr neue glückliche Gegenden weist.

Echarpenordner etc. KADY BOUTIQUE

KADY Gesellschaftsschule Ecole de Savoir-vivre
Kursbeginn 22. März, 22. April, 23. Aug., 23. Sept.
für Damen, Herren und Ehepaare

Baby-Sitters KADY SERVICES

Neue Adresse: Pfalzgasse 6 Tel. 23 37 87
Fortsetzung Strehlgasse-Lindenhof Zürich 1

Margrit Essek (Violine) und Herlitt Fietz (Violoncello) waren im Zürcher Kammermusik-Ensemble Mitwirkende des Forum-Abends im Zürcher Neuen Kunsthaus-Saal bei dem Konzert Neuer Musik mit Werken von Milhaud, Hindemith, Schönberg und Webern.

*

Die Madrigalisten von Cornelio G. Cairati verpflichteten für ihr Vivaldi-Konzert in Zürich die Sängerinnen Elizabeth Chesko (Städtebund-Theater Biel/Solothurn) und Mary Davenport (Stadttheater Zürich), der Chor selber zählt 33 Damen neben 27 Herren.

*

Der Kammersprechchor unter der Leitung von Ellen Widmann wurde eingeladen, im Juni in Köln anlässlich der Tagung der Internationalen Gesellschaft für Zeitgenössische Musik das ‚Anagramm' des Brasilianers Kagel vorzutragen. Marthe Forget, die Schülerin der Montreuxer Gesangspädagogin Ysabelle Bard, wurde für die Sopranpartie der Johannes-Passion von Bach im Rahmen der Bayreuther Festspiele August 1960 engagiert und wird im April im französischen Fernsehen (Paris) auftreten. Im Genfer Théâtre de Poche, das seit Jahren unter der Leitung von Fabienne Faby steht, spielte Marcelle de Kenzac die Titelrolle in Max Frischs «Agnès» (Als der Krieg zu Ende war). M.

Ballett und Bühnentanz in Amerika

Zur Ausstellung im Schweizerischen Turn- und Sportmuseum in Basel

BN. Am Eröffnungsabend fanden sich zahlreiche Fachleute, Ballettliebhaber, Pressevertreter und Photographen zusammen, um einen ersten Einblick in diese interessante und schöne Bilderschau zu gewinnen. Der Konservator des Turn- und Sportmuseums, F. K. Mathys, hat das reichhaltige Bildermaterial mit grossem künstlerischem Verständnis arrangiert, so dass der Eindruck für den Betrachter ein ausgezeichneter war. Nach der Begrüssung des Konservators, der seinen Dank sowohl an die amerikanische Regierung als auch an die Mithelfer der Ausstellung richtete, begrüsste der amerikanische Konsul in Basel, Elias McQuaid, die Gäste. In seiner witzigen Causerie vermittelte er den Hörern einen Ueberblick über die Geschichte des Tanzes in Amerika. Anschliessend durfte man Carl Petersen, den Kulturattaché aus Bern, hören. Er überbrachte die Wünsche der amerikanischen Botschaft und wies kurz auf die verschiedenen Stadien der Entwicklung im amerikanischen Tanz und auf dessen bedeutendste Vertreter hin.

Frau Ilse Bickel, Präsidentin des Schweizerischen Berufsverbandes für Tanz und Gymnastik, dankte den Veranstaltern im Namen der Schweizer Tänzer und bot mit ihrem ausgezeichneten Vortrag, in welchem sie die Tanzgeschichte Amerikas kurz zusammenfasste, eine lebendige Darstellung der Entwicklung von verschiedenen Tanzstilen und Epochen. Amerikas Tanzkultur begann erst im 18. Jahrhundert und wurde vorerst von den Ballettgastspielen aus Europa beeinflusst. Aus eigenem Erleben erzählte Frau Bickel dann von ihren Eindrükken über Isadora Duncan, die zu Beginn unseres Jahrhunderts das damals in seiner Formensprache erstarrte Ballett durch neue Impulse zu verdrängen suchte. Erneuerung kam jedoch auch von anderer Seite, vor allem waren es Ruth St. Denis und Ted Shaw, die mit ihren Ideen durchdrangen und Schulen gründeten. Doris Humphrey, Martha Graham und José Limon, um die bedeutendsten zu nennen, haben in dieser Richtung weitergearbeitet und den modernen Ausdruckstanz zu einer künstlerischen Form geprägt. Auch auf der Seite des klassischen Balletts wurde die Wiederbelebung vollzogen, allerdings erst etwas später als in Europa. Nach Diaghileffs Tod erst, als einige seiner Mitarbeiter nach Amerika auswanderten, wurden dort eigene Ballettgruppen von Bedeutung gegründet. Man denkt hier zuerst an George Balanchine, der, unterstützt von Lincoln Kirstein, das heute berühmte «New York City Ballet» begründete. Das «American Ballet Theatre», das «Ballet USA» von Jerome Robbins und andere zeugen vom hohen Niveau und von der schöpferischen Vitalität der Amerikaner. In einem Vergleich mit dem Ballettwesen in der Schweiz hob Frau Bickel den Einfluss der Tanz- und Balletterziehung in Amerika hervor, wo diese Fächer zum regulären Schulplan gehören und gefördert und unterstützt werden. Eine gewisse Verbindung zur Schweiz besteht durch die Internationalen Sommerkurse des Schweizerischen Berufsverbandes für Tanz und Gymnastik, in welchen Lehrkräfte wie Anna Sokolow, Alwin Nikolais und Pearl Lang die lebendige Beziehung zum amerikanischen Tanzstil geschaffen haben.

Aus Gastspielen in der Schweiz sind manche der Gruppen bekannt. Nun kann man in der Ausstellung an Hand der hervorragenden Aufnahmen die Erinnerung wieder neu beleben. Mancherlei Stile sind vertreten, neben dem klassischen, welcher in den Bildern des «New York City Ballet» mit den Tänzerinnen Marie Tallchieff, Tanaquil LeClerq, Melissa Hayden, den Tänzern André Eglewsky, Erik Bruhn, Jaques d'Amboise und vielen andern zu sehen ist, gibt Jerome Robbins, der begabteste und bekannteste unter den jungen Choreographen, grossartige Aspekte des Neo-Klassizismus. Martha Graham, Agnes de Mille sind mit ihren Schöpfungen im Bild vorhanden, ebenfalls Beispiele von Jazz-Tanz, Musical und Film. Die «Dance Notation» mag mehr den Fachmann interessieren, ein Film über Tschaikowskys «Cygne noir» wird jedoch in der wundervollen Wiedergabe von Marie Tallchieff und André Eglewsky alle begeistern. Weitere Filme sollen in der Ausstellung, die bis zum 10. April dauert, noch später zu sehen sein.

Eine Blindenfürsorgerin tritt zurück

Am 31. Dezember 1959 hat Fräulein Irmgard Adolf nach mehr als 26jähriger Tätigkeit im Bernischen Blindenfürsorgeverein ihr Amt niedergelegt. Zuerst als Gehilfin im Blindenheim Bern tätig, wurde sie unter der Anleitung von Fräulein Gerber und durch ihre Mithilfe bei Fräulein Schaffer auf dem Sekretariat der Blindenfürsorge mehr und mehr mit den Problemen der Blinden im und ausserhalb des Heimes vertraut. Nach dem Rücktritt von Fräulein Schaffer übernahm sie als Fürsorgerin und Sekretärin die Leitung der Bernischen Blindenfürsorge. Mit grosser Hingabe und Selbstlosigkeit, aber auch mit einem reichen Schatz an Erfahrungen und Fachwissen widmete sie sich ihrer neuen Aufgabe. Auch über die Grenzen des Kantons Bern hinaus stand sie den gesamtschweizerischen Fragen des Blindenwesens aufgeschlossen gegenüber; mit ihrer klaren, sachlichen und gerechten Urteilsfähigkeit trug sie zu deren Lösung wesentlich bei. Sie machte wertvolle Anregungen zum Ausbau der Blindenhilfe in der Schweiz und stellte ihre langjährige Erfahrung gerne in den Dienst ihrer Berufskolleginnen. Sie war bestrebt, die soziale und wirtschaftliche Lage der Blinden zu heben, und setzte daran, dieses Ziel zu erreichen, welches sie mit Recht als oberstes Gebot jeder fortschrittlichen Blindenfürsorge erachtete. Die Ausbildung schulentlassener Jugendblinder sowie die Umschulung Späterblindeter und ihre Eingliederung lagen ihr sehr am Herzen; ihre Tätigkeit auf diesem Gebiet darf als bahnbrechend bezeichnet werden. Auch bei grossen Schwierigkeiten fand sie einen Weg, mit dem Blinden das gesteckte Ziel zu erreichen. Ihren unermüdlichen Anstrengungen verdanken wir die heutige Stenodactyloschule, die der Berufsschule des Kaufmännischen Vereins Bern angegliedert ist; in einer dreijährigen Lehrzeit, die verschiedene Praktika einschliesst, bildet sie die Sehbehinderten zu vollwertigen Stenodactylos aus. Zahlreich sind die Blinden und hochgradig Sehschwachen, die sich auf dem Sekretariat der Blindenfürsorge unter der kundigen Anleitung von Fräulein Adolf ihre ersten bürotechnischen Erfahrungen holten. Dank ihrer hervorragenden Einfühlungsgabe vermochte sie, oft auch unausgesprochene Notlagen wahrzunehmen. Taktgefühl, warmes Mitempfinden und herzliche Anteilnahme am Geschick jedes einzelnen sind Eigenschaften, die ihren Umgang mit den Blinden kennzeichneten. Mit ihrer sonnigen, zuversichtlichen Wesensart vermochte sie uns auch in verzweifelten Situationen aufzumuntern und neue Lebensfreude zu schenken. Wir alle, die das Glück hatten, Fräulein Adolf als liebe, vertraute Helferin und Beraterin in unseren Schwierigkeiten zur Seite zu haben, empfinden ihren Rücktritt als schmerzlichen Verlust. Für ihre aufopfernde Arbeit und ihre mütterliche Fürsorge sprechen wir ihr unsern warmen und aufrichtigen Dank aus und wünschen ihr in ihrer neuen Aufgabe von Herzen Glück und Segen. *Anne-Marie Junod*

Aus «Information» Monatsbulletin des Schweizerischen Zentralvereins für das Blindenwesen; Redaktion, Heinz Bannwart, St. Gallen.

Auf den Antrag des Erziehungsdepartements wird das Lektorat für englische Sprache an der Universität Basel für die Dauer des Sommersemesters 1960 an Fräulein Noel Adams übertragen.

Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie»

Schon der dritte welsche Kanton, der das Frauenstimm- und -wahlrecht eingeführt hat! Die compatriotes romandes üben sich bereits in der Ausübung ihrer Stimmbürgerinnenpflicht. Sie legen reges Interesse für die in diesem Sinne organisierten Kurse, verfasste Schriften usw. an den Tag. Auch wir in der deutschen Schweiz wollen nicht zurückstehen. Deshalb melden wir uns zahlreicher denn je zur Tagung der von Dr. Ida Somazzi, Bern, präsidierten Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie» an, die am Samstag, dem 19. März, im Hotel Schweizerhof in Olten durchgeführt wird. Näheres siehe unsere Rubrik Veranstaltungen, Seite 4.

Machen die Zürcher Verkehrsbetriebe (es handelt sich um die Rückseite eines Trambilletts in Limmat-Athen) in Humor oder ist es ihnen ernst:

Zürich im Wandel der Zeit

Ihren Gesinnungsfreunden in Monaco, San Marino, Togoland und anderen tonangebenden Ländern getreu, wandten sich auch die Zürcher im sagenhaften 1959 gegen das eidgenössische Frauenstimm- und -wahlrecht.

... so streng sind da die Bräuche!

Unsere Armee zählt auf den FHD

Generalversammlung des Zürcher FHD

Jüngst trafen sich die Mitglieder des Kantonalzürcherischen FHD-Verbandes zur 18. Generalversammlung im Zürcher Kongresshaus. In gewohnt frischer Weise leitete Dienstchef Suzanne Bläsch die Verhandlungen. Ihr besonderer Gruss galt Oberst König von der Kantonalen Offiziersgesellschaft, Oberstlt. M. Maag und den Vertretern der Unteroffiziersgesellschaft und weiterer Militärverbände. Bevor die geschäftlichen Traktanden zur Sprache kamen, äusserte sich Professor Dr. Otto Ris mit packender Eindringlichkeit zum Thema «Was haben wir zu verteidigen?»

Seine Betrachtungen eröffnete der Referent mit einem Hinweis auf die Ereignisse von 1939. Kaum war der zweite Weltkrieg ausgebrochen, stellten sich die Frauen dem Lande in vielfältiger Weise zur Verfügung. Ueberall im wirtschaftlichen Leben traten sie in die Lücken, ersetzten die Männer in der Landwirtschaft und im Handel, übernahmen wichtige Aufgaben in der Soldatenfürsorge und ebenso in der Armee. Wie die Männer, waren auch die Frauen bereit, unsere Heimat bis zum Aeussersten zu verteidigen? Aber gilt es nicht auch heute, sie zu verteidigen? Leicht neigen wir dazu, die Weltlage und die Lage unseres Landes mit einer keineswegs angebrachten Sorglosigkeit zu beurteilen, die drohenden Gefahren zu bagatellisieren, «Urlaub von der Weltgeschichte zu nehmen». Mit wenigen Strichen zeichnete Professor Ris das politische Geschehen unseres Landes, dessen Neutralität selbst von den westlichen Staaten nicht richtig verstanden wird. Vieles gibt es heute zu bedenken: die Lage der Schweiz als Kleinstaat inmitten von Grosstaaten, die technischen Fortschritte, die beunruhigende Tendenz geistiger Nivellierung, die unheimliche Dynamik der totalitären Staaten, ihre Machtentfaltung, das Ziel des Kommunismus, die Weltherrschaft um jeden Preis zu erringen.

Von unserem Verteidigungswillen nicht nur auf militärischem, sondern ebenso auf geistig-sittlichem Gebiet, hängt unsere und die Zukunft unseres Landes ab. Was wir verteidigen dürfen, können und wollen? Unsern Boden, unsere freiheitliche Lebensordnung, die persönliche Freiheit des einzelnen Menschen, die uns laut der Bundesverfassung zusteht, Religions- und Gewissensfreiheit, das Recht auf freie Meinungsäusserung, auf soziale Gerechtigkeit, Handels- und Gewerbefreiheit und auf die Selbstbestimmung unserer Regierung. Wir müssen uns bewusst sein, dass unsere Demokratie nur lebensfähig bleibt, wenn sie tatkräftig unterstützt wird. Nicht zuletzt auch durch die Frauen. Deshalb gerade ist es von grösster Bedeutung, eine neue Partnerschaft zwischen Mann und Frau zu finden.

Dem zur Besinnung anregenden Vortrag folgte ein Kurzreferat von Chef-FHD A. Weitzel, Bern, das dem Gedenken an das 20jährige Bestehen des FHD gewidmet war. Am 3. April 1939 beschloss der Bundesrat die Mitwirkung der Frauen in der Armee als Militärfahrerinnen, Samariterinnen, im Meldedienst und im Fürsorgedienst. Eine Ausbildung hatten bisher aber nur die Fahrerinnen erhalten. Das änderte sich 1940, als der FHD zu einer eigentlichen militärischen Organisation ausgebaut wurde, 18 000 Frauen in seine Reihen traten und gruppenweise auf dem Axenfels einen mit der Vereidigung abschliessenden Ausbildungskurs absolvierten. Den Kameradinnen legte Chef-FHD Weitzel sehr ans Herz, für den FHD zu werben und die von der FHD-Dienststelle geplante Werbeaktion kräftig zu unterstützen. Unter den 700 000 Schweizerinnen im Alter zwischen 20 und 40 sollten sich viele für den Dienst in der Armee gewinnen lassen. Sie zählt auf die Frauen und muss auf sie zählen können. Nicht nur in einem Ernstfall, da sie sich bestimmt zu Tausenden zur Verfügung stellen werden — nein, schon heute. Wie könnten sie dannzumal ohne Ausbildung an den verschiedenen Posten eingesetzt werden? Wichtig ist es deshalb, dass viele jüngere Frauen bereit sind, in Ausbildungskursen sich das Rüstzeug zu erwerben, das sie befähigt, den unentbehrlichen Rückhalt für unsere Armee zu bilden.

Von der Verbandstätigkeit 1959, die der ausserdienstlichen Weiterbildung auf verschiedenen Gebieten galt, war in der anschliessenden Generalversammlung zu hören. 75 sorgfältig vorbereitete Kameradinnen machten am Patrouillenlauf und an weiteren Uebungen der Kantonalen Unteroffizierstage Zürich und Schaffhausen mit. Kartenlesen, Kompasskunde und die Arbeit am Sandkasten, ein Nachtorientierungsmarsch, Touren und Diskussionsabende über Fragen der geistigen Landesverteidigung und den Einsatz moderner Waffen gehörten in das Programm. Der Verband zählte Ende letzten Jahres 392 Mitglieder. 42 Neueintritte vermochten den Mitgliederverlust nicht ganz auszugleichen. Drei Vorstandsmitglieder wurden ersetzt und die verbleibenden nebst der Präsidentin für eine eine weitere Amtsdauer bestätigt.

Das Arbeitsprogramm 1960 erwähnt die Beteiligung am Kantonalen Patrouillenlauf des UOV Dübendorf, eine mit dem Verband Schweizerischer Militärfahrerinnen durchgeführte Felddienstübung und im September die Propagandaaktion für den FHD, der eines seiner Arbeitsgebiete im Rahmen eines supponierten Flüchtlingslagers zeigen wird. *ho*

(Fortsetzung von Seite 2)

Die Furcht vor Streitigkeiten im Haus gehört sonderbarerweise zu den Haupteinwänden, die bei uns gegen das Stockwerkeigentum gemacht werden. Doch gerade in diesem Punkt ist man im Ausland noch nie auf Schwierigkeiten gestossen. Zu den Vorteilen des Wohnungseigentums dagegen gehört der engere Kontakt mit dem Quartier und den Nachbarn sowie die intensivere Anteilnahme am politischen Leben des Quartiers. Auch das Familienleben profitiert von der Stabilität des Wohnens im eigenen Heim. In diesem Zentrum des Familiengeistes lohnt es sich, etwas aufzubauen, man kann Wurzel fassen und sich heimisch fühlen.

Von grossem Interesse ist natürlich — wie sich in der anschliessenden sehr lebhaften Diskussion zeigte, die finanzielle Frage. Man rechnet für eine Vier- bis Fünfzimmerwohnung in guter Wohnlage mit 15 000.— bis 20 000.— Franken Eigenkapital und entsprechenden Hypotheken; nach etwa 20 oder 25 Jahren wäre eine solche Wohnung dann schuldenfrei.

Darüber hinaus kamen in der Diskussion noch viele Fragen und Anregungen zur Sprache, und sogar ein Korreferent, nach dem der Frauenstimmrechtsverein zuvor vergeblich gesucht hatte, meldete sich zum Wort, doch waren seine Einwände zu wenig fundiert, um die Vorzüge des Wohnungseigentums zu widerlegen. Uebrigens haben gerade die Frauen, allen voran Fräulein Dr. Peter, Sekretärin des Vereins für Schweizerisches Wohnungseigentum, Wesentliches für die Vorarbeit zu den Gesetzesentwürfen geleistet, sind sie es doch auch, denen das eigene Heim im wahrsten Sinne des Wortes und das Wohl der Familie am meisten am Herzen liegt! *ilo*

Frauengewerbliches

Zur 40. Hauptversammlung waren rund hundert Damenschneiderinnen der Sektion Bern des Schweizerischen Frauengewerbeverbandes zusammengeströmt. Die Dringlichkeit der Nachwuchsförderung und der eigenen Weiterbildung anerkennend, bewilligten sie die Geldmittel, welche diese Aufgaben erfordern, in Form einer Beitragserhöhung des Einzelmitgliedes um einen Viertel. Besonders geehrt wurde die temperamentvolle Kämpferin Rosa Neuenschwander, die am 19. Januar 1920 die Initiativ-Versammlung zur Gründung des FGV und damit ein wirksames Instrument gegen die Verkümmerung der Frauengewerbe-Berufe schuf. Das Reglement, das sie bald darauf dem damaligen Regierungsrat Herrn Tschumi vorlegte, enthielt die wichtigsten Punkte eines Lehrprogramms. In seinen Grundzügen ist es noch heute vorhanden, dient in fast allen handwerklichen Berufen, auch der Männer, als Ausbildungsgrundlage und kann eigentlich das Verdienst beanspruchen, Niveau und Ansehen massgeblich gehoben zu haben. Wer erinnert sich, dass dieses wichtige Regulativ das Werk einer Frau ist?

Im anschliessenden Vortrag über Menschenführung im Betrieb legte Dr. Edgar Schumacher folgende Gedanken dar: Beispiele aus der Geschichte belegen, dass Menschenführung für den, der im einzelnen ein Instrument sieht, sehr leicht ist. Trifft aber im Dispositiv dieses Führers Unvorhergesehenes ein, so versagt dieses «Instrument», das sich ja nur dank der Wachthundeigenschaften seines Vorgesetzten auf ein Ziel zu bewegt. Wo hingegen mit jener inneren Berechtigung geführt wird, die darunter das gemeinsame Dienen an einer Aufgabe versteht (auch ein Betrieb ist eine solche Aufgabe) werden im Mitarbeiter jene Kräfte entwickelt, die selbsttätig dem Ziel zugehen, auch wenn die führende Persönlichkeit ausfällt. Das tragende Grundelement nun heisst: Vertrauen. Es ist das Wagnis, das jede Führerpersönlichkeit mit neuen Untergebenen auf sich nehmen muss, die noch nicht Gelegenheit hatten, ihre Vertrauenswürdigkeit zu beweisen, ein Wagnis, das ihm aber nicht schwerfallen sollte, indem es ihm als Unternehmer ja vertraut sein dürfte. Wo die Führungsgrundlage echt und sauber ist, kommt es neben der Förderung des gemeinsamen Gedankens (Geschäft, Betrieb) auch zur Förderung des einzelnen, so dass im Niedergang immer Ersatz für die Führung bereit ist. Echte Führer vergessen auch nie, dass es innere Bezirke gibt, die ohne Erlaubnis des Gesprächspartners (Untergebener) nie betreten werden dürfen. Auch der alternde Goethe sagte rückschauend: «Was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht immer wieder genötigt gewesen wäre, vor andern Respekt zu haben?» *G. H.*

Radiosendungen

Montag, 14. März. 14.00 Dur d'Wuche dure. E Frau macht sich ihri Gidanke. — Dienstag, 14.00 Die sieben Briefe des Dr. Wambach. E. Schönenberger liest aus dem Roman von Klaus Nonnenmann. — Mittwoch, 14.00 Die Dominikanerinnen von Bethanien. Reportage von Katharina Schütz. — Donnerstag, 14.00 's Mieschfraueli. Elisabeth Pfluger erzählt. — Freitag, 14.00 Erziehung zur Ehe. VI. Zwischen 16 und 25 (Dr. med. Bernhard Harnik).

Aus dem Fernsehprogramm

Samstag, 12. März, 22.00 Uhr: Das Wort zum Sonntag spricht für die katholische Kirche Katechet Gustav Kalt, Bremgarten AG.

Sonntag, 13. März, 18.10—18.30 Uhr: Politische Diskussion.

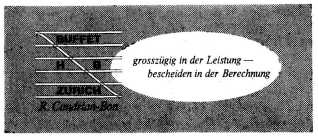
Mittwoch, 16. März, 20.30 Uhr: Session im Bundeshaus.

Donnerstag, 17. März, 20.15 Uhr: Session im Bundeshaus.

Freitag, 18. März, 20.45 Uhr: Im Zeichen des Chruschtschew-Besuches in Frankreich: De Gaulle und der Kreml.

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55. Tel. (051) 35 30 65
wenn keine Antwort (051) 26 81 51

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin:
Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau



Veranstaltungen

DIE ARBEITSGEMEINSCHAFT
«FRAU UND DEMOKRATIE»
lädt herzlich ein
auf Samstag, den 19. März 1960,
ins Hotel «Schweizerhof» in Olten
zur **Jahresversammlung,**
vormittags 11 Uhr, mit den statutarischen Geschäften;
sowie zum
zehnten staatsbürgerlichen Informationskurs,
nachmittags 14.15 Uhr.

1. Begrüssung durch die Präsidentin.
2. «Blick über die Innenpolitik»,
   Frau Martha C. von Greyerz, Bern.
3. «Warum konnte die Schweiz der Europäischen Freihandelsassoziation EFTA beitreten, nicht aber der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft EWG?» Herr Dr. A. Wieser, Chefredaktor, Olten.
4. «Wie hilft die Schweiz den unterentwickelten Ländern?» Dr. Ida Somazzi, Bern.
   Diskussion.
   Schluss des Kurses gegen 18 Uhr.

Die Präsidentin: Dr. Ida Somazzi.
Die Vizepräsidentinnen: Frau Kissel-Brutschy, Dr. med. Maria Felchlin.

25. KANTONALER FRAUENTAG
DER ZÜRCHER FRAUEN
ZU STADT UND LAND

Sonntag, 20. März 1960, in Zürich

Begegnung mit der heutigen Jugend

10.30 Uhr Kino Corso, Theaterstrasse 10 (beim Bellevue)
Begrüssung
Vorführung des Films «Les Tricheurs» (unter 18 Jahren keinen Zutritt), anschliessend Diskussion mit Jugendlichen unter Leitung von Pfarrer Paul Frehner, Zürich

13.00 Uhr Gemeinsames Mittagessen im Zunfthaus zur Waag, Münsterhof 8

15.00 Uhr Grosser Börsensaal, Bleicherweg 5 (Nähe Paradeplatz)
Erwin Heimann, Bern
«Unsere Jugend — Ihre Gefährdung — Ihre Wünsche ans Leben»
Pfarrer Paul Frehner, Zürich
«Die Jugend gewinnen oder verlieren» Frauen und Männer, aber auch unsere Jugendlichen sind herzlich zur Teilnahme eingeladen.

Die Frauenzentrale Zürich u. Winterthur

Tageskarte, gültig für den ganzen Tag Fr. 5.—
Halbtageskarte, gültig für den Vor- oder Nachmittag Fr. 3.—

Vorverkauf und Vorbestellung
Sekretariat der Zürcher Frauenzentrale, am Schanzengraben 29, Zürich 2, Tel. (051) 25 69 30 und Sekretariat der Frauenzentrale Winterthur, Metzggasse 1, Winterthur, Tel. (052) 2 15 20 zu den Bürostunden.

DELEGIERTENVERSAMMLUNG
DER SCHWEIZ. VEREINIGUNG
DER FREISINNIGEN FRAUENGRUPPE

vom 13. März 1960 im «Casino», Frauenfeld.
Beginn: 11.00 Uhr.

1. Statutarische Geschäfte.
2. Kurzreferat von Herrn Nationalrat Dr. E. Dietschi, Basel, über «Rückblick auf mein Präsidialjahr».
3. Kurzberichte einiger Gruppen.

Für den Vorort Thurgau der schweiz. Vereinigung der freisinnigen Frauengruppen:
Die Präsidentin: *Claire J. Schibler-Kägi*
Die Sekretärin: *A. Fierz-Monnier*

FÜR IHRE ZUSAMMENKÜNFTE

Karl der Grosse beim Grossmünster, Sitzungszimmer, Säle. Kirchgasse 14, Tel. 32 08 10

Hotel Zürichberg Tramendstation Fluntern. Nähe Zoo. Herrliche Fernsicht. Gesellschaftsräume. Orellistrasse 21. Tel. 34 38 48.

Hotel Rigiblick oberhalb Rigiseilbahn. Aussichtsterrasse, Gesellschaftsräume und Saal mit Bühne. Krattenturmstr. 59. Tel. 26 42 14.

Prospekte der Hotels und unserer Restaurants in allen Stadtquartieren durch das Hauptbüro **Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften,** Dreikönigstrasse 35, Zürich 2. Tel. (051) 23 86 93

Der an der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes der Berufs- und Geschäftsfrauen vom vorigen Jahr gehaltene Vortrag von

Dr. iur. Helene Thalmann-Antenen, Fürsprech in Bern

Ist die Schweizer Frau rechtlich schlechter gestellt als die Frauen anderer Staaten?

wird vom Schweizer Frauenblatt als Separatdruck, 24seitig, herausgegeben. Bestellungen sind zu richten an die Administration SCHWEIZER FRAUENBLATT, Winterthur, Postfach 210, mittels nebenstehenden Bestellzettels

Die Unterzeichnete bestellt _____ Exemplare Sonderdruck **«Ist die Schweizer Frau rechtlich schlechter gestellt als die Frauen anderer Staaten?»** von Dr. iur. Helene Thalmann-Antenen, Fürsprech in Bern, zum Preise von 80 Rp. per Exemplar + Porto.

Name und genaue Adresse der Bestellerin

Tee... einmal anders

VOLG-Apfeltee, das fruchtige und gesunde Getränk aus Schweizer-Äpfeln. Erfrischend, durststillend und nicht aufregend — ideal für die ganze Familie.

UVANO-Tee ist nach besonderem Verfahren aus Bestandteilen von Schweizer Trauben hergestellt. Ein aromatisches, natürliches Getränk mit absolut neuer Geschmacksrichtung.

Bei Einsendung dieses Inserates erhalten Sie gratis eine Musterpackung VOLG-Apfeltee oder UVANO-Tee. (Bitte gewünschte Sorte unterstreichen.) VOLG Winterthur

Gipfelstube

der heimelige Tea-room an der Marktgasse 18, Zürich 1.

Gepflegter Tellerservice.

Inh. E. Müller
Tel. (051) 24 50 16

Seifenflocken Weisse Taube reinigen gründlich und schonen Ihre Wäsche! Kolb Seifenfabrik Zürich

Sie hat gut lachen: DRIX regelt die Verdauung mühelos!

Ihre makellose reine Haut, ihre schlanke Figur zeugen von regelmässiger Verdauung. Der Darm darf nie Trägheit äussern. DRIX-Dragées beheben Verstopfung und Darmträgheit. Und weil sie für gründliche Entschlackung sorgen, räumen sie viele belastende Stoffe schneller aus dem Darm. Dadurch hemmen sie zugleich auch die Auswertung der fettbildenden Stoffe. DRIX-Dragées wirken zuverlässig und mild.

DRIX

Die flache Originalpackung mit 100 Dragées kostet Fr. 3.65. In Apotheken und Drogerien.

Das Schweizer Frauenblatt wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen!